

Deutschen Rundschau

Nr. 234. Bromberg, den 3. Dezember 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

(18. Fortsetzung.

Frau Rosel wandte sich an den Mann, dessen Pflicht es war, den Witwen und Waisen beizustehen, den Rabbi der Gemeinde. Das war ein Mensch anderen Schlages als Luiser fromm und gewissenhaft, beides freilich nur im Sinne des starren, düsteren Glaubens seiner Sekte. Er galt — und das wollte wahrlich etwas heißen — als der schlimmste, härteste Fanatiker unter den galizischen Chassidim, freilich auch als ein Mann von untadeliger Ehrlichkeit. Aber auch er fand das Bestreben, auf Schleichwegen der Militärpflicht zu entgehen, nicht sündhaft, im Gegenteil, Gott wohlgefällig — wer „Sellner“ geworden, konnte ja die Speisegesetze nicht einhalten! Und vielleicht gab es damals — heute ist es anders und besser — keinen Menschen im Kreise, der anders dachte. Dem Städter und dem Bauer, dem Polen, Ruthenen und Juden — ihnen allen war jedes Mittel recht, den Staat um die Blutsteuer zu betrügen. Und vielleicht gereichte diese Anschauung nicht ihnen allein zur Unehre, sondern auch dem Staate, der nun acht Jahrzehnte über jene Landschaft gebot, ohne ihre Bewohner zu einer sittlicheren Auffassung ihrer Pflicht erzogen zu haben.

„Schlimm“ sagte Rabbi Manasse Kirschenkuchen, „sehr schlimm! Vielleicht ist es eine Strafe Gottes! Ich will's nicht Euch zum Vorwurf sagen, ich bin ja mitschuldig. Aber recht war's von uns beiden nicht! Das kommt von den Heimlichkeiten — wir hätten dem Knaben seine Abstammung nicht verhehlen sollen. Wir haben's aus gutem Herzen getan, um ihn vor seines Vaters Schicksal zu bewahren, aber das hätte sich vielleicht auch richten lassen, ohne auf unser Haupt Sünde zu häufen. Dem armen Mendele lebt ein Sohn, aber der weiß nichts von seinem Vater und sagt ihm an seiner „Jahrzeit“ (Sterbetag) keinen „Kadisch“ nach. Um das haben wir den Toten betrogen —“

„Ich laß die „Jahrzeit“ seiner Eltern halten,“ beteuerte Frau Rosel, „freilich durch einen Fremden . . .“

„Gott hat aber geboten,“ sagte der Rabbi bekümmert, „daß es das eigene Fleisch und Blut tut.“

„Und dann betet er aus seines Vaters Gebetbuch,“ fuhr sie zu ihrer Entschuldigung fort. „Ich hab's ihm gegeben, es war ohnehin sein einziges Erbe! . . . Und gibt es auf unserem guten Ort (Friedhof) zwei besser gepflegte Gräber, als die von Mendele und Miriam?!“

Der Rabbi seufzte. „Das wird uns vor Gott nicht entlasten,“ sagte er. „Und dann noch eine Sünd': Sender ist über zwanzig Jahr' alt und hat noch kein Weib! Ich weiß, es ist nicht Eure, sondern seine Schuld — aber eine Sünd' bleibt's doch. Und für die Rekrutierung ist es auch nicht gut. Freilich muß die Kommission auch verheiratete Leut' nehmen — gottlob sind die meisten Juden schon mit zwanzig Jahren verheiratet. Aber wenn so ein junger Mensch vor den Herren weint: „Mein Weib, meine vier Kinder!“ so nehmen sie doch lieber einen Ledigen . . . Ein Lediger, Frau Rosel, ist schon gar verloren! Ihr solltet doch noch einmal mit Reb Itzig sprechen — es sind ja noch drei Monate Zeit . . .“

„Ich werd' es tun,“ versprach sie. „Aber das allein bringt ihn ja nicht frei. An wen soll ich mich sonst wenden?!“

„Da ist nicht leicht raten —“ erwiderte der Rabbi, „es ist ja ein notwendiges Geschäft, aber ehrliche Leute betreiben es nicht. Wollt Ihr die Kommission bestechen, so sind der Herr v. Wolczynski und Dovidl Morgenstern die anständigsten Vermittler, wollt Ihr lieber einen „Fehlermacher“ nehmen, so rat' ich Euch zu Srul, dem „Cyrulik“ (Bader), oder zum Wundarzt Grundmayer.“

Schon am nächsten Tage eröffnete Frau Rosel die Verhandlungen. Itzig Türkischgelb, den sie zunächst zu sich entbot, schüttelte wehmütig den Kopf.

„Wer bin ich?“ sagte er gekränkt. „Antwortet mir zur Güte, Frau Rosel! Bin ich Reb Itzig, der geschickteste „Schadchen“ (Heiratsvermittler) im ganzen Land, oder bin ich es nicht? Braucht man mich noch daran zu erinnern, wenn man mir einen Auftrag gegeben hat?! Bin ich eine Uhr, die man immer von neuem aufziehen muß?! Ich lauf' von selber und lauf' und lauf', bis die Sach' im reinen ist. Auch für Sender hab' ich mir die Seel' aus dem Leib gelaufen und geredet — es nützt nichts! Aber ich hab' Euch nichts Gutes zu erzählen! Es war ja schon früher nicht leicht, aber seit der Mielnicer Sach' will gar niemand mehr von ihm hören.“

„Das habe ich gedacht,“ erwiderte Frau Rosel bekümmert. „Jetzt wär' ich aber auch mit einer geringeren Familie zufrieden . . .“

Reb Itzig nickte.

„Natürlich! Aber war denn der Uhrmacher in Mielnica gar so was Feines? Ein „Prostak“ (gemeiner, ungebildeter Mensch), in der ganzen Familie niemand, der je ein Blatt Talmud gelesen hat, und der Bruder im Zuchthaus! Viel tiefer können wir nicht mehr greifen — das heißt, soweit m e i n e War' reicht! Reb Srulze in Tluste, der die Knecht' mit den Mägden verheiratet, der könnt' Euch täglich drei Partien vorschlagen; m e i n Geschäft ist ein anderes. Aber seid ruhig! Was ich tun kann, geschieht ja und wirklich nicht bloß, um meinen Vermittlerlohn zu verdienen, sondern weil ich Euch gern hab' und — verzeiht — Euren Sender noch mehr! Ein „Pojaz“, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat! Aber glaubt Ihr, daß das die Leut' lockt?! Wenn ich ihn feineren Leuten vorschlag', werfen sie mich gleich hinaus, sobald ich seinen Namen genannt hab', mittlere Leut' lassen mich noch eine halbe Stund' reden und werfen mich dann hinaus; gemeine Leut' hören mich bis zu End' an und sagen dann: „Geht, Reb Itzig, und kommt mir mit dem nie wieder!“ Ihr seht, Frau Rosel, ich hab' nicht viel Freud' davon!“

„Er hat sich aber in letzter Zeit geändert“, erwiderte sie. „Er macht keine Streich' mehr, spricht mit keinem, sogar am Sabbat sitzt er in seiner Kammer, statt wie sonst bei Simche . . .“

„So?“ fragte Türkischgelb. „Ich hab' mir gedacht, nur mir weicht er aus, weil er fürchtet, ich trag' immer in der Kaftantasch' ein Mädele bei mir und schwups, werf' ich's ihm an den Hals! . . . Also still ist der „Pojaz“ worden? Fürchtet er sich vor der Rekrutierung so sehr?!“

„Davon weiß er ja noch nichts!“ erwiderte sie. „Ich weiß gar nicht, wie ich's ihm beibringen soll! . . . Nein, er fühlt sich vielleicht —“ sie stockte — ums Himmelswillen, von seinem Unwohlsein durfte sie nichts verraten, das machte die „Partie“ noch schlechter — „vielleicht sieht er ein, daß es Zeit ist, vernünftig zu werden . . . Ja, das könnt Ihr den Leuten ruhig sagen“, fuhr sie fort. „Ich bitt' Euch, gebt Euch

Müh'! Ihr habt ihn ja auch gern." Ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Soll er deshalb Sellner werden?!"

„Behüte!" tröstete der gutmütige Marschallik. „Einige wüßt' ich ja schon heut' — aber ob der Pojaz ihnen passen wird?! Euch werden sie passen!" fügte er hinzu, weil sein Handwerk diese Diplomatie vorschlug, aber da er ein ehrlicher Mann war, so klang seine Stimme dabei etwas unsicher.

„Redet!" rief sie eifrig.

„Da wär' die Schwestertochter vom Tluster Rabbi!" sagte er. „Was das für ein Adel ist, brauch' ich Euch nicht zu sagen! Und die möcht' dem Pojaz schon den Kopf zurechtsetzen, sie ist's von ihrem seligen Mann gewohnt."

„Also eine Witwe? Hat sie Kinder?"

„Natürlich!" rief der Marschallik eifrig. „Ich werd' doch für meinen Sender, den ich so gern hab', keine Frau aussuchen, die vielleicht kinderlos bleibt. Darüber könnt Ihr bei d e r beruhigt sein!"

„Wieviel Kinder hat sie?"

„Für Kindersegen", erwiderte der Marschallik, „dankt man Gott, aber man zählt ihn nicht. Und vor der Kommission ist es ja gut, wenn Sender sagen kann: „Erbarmen — ich hab' neun Kinder!" Das älteste ist neunzehn, das jüngste zwei Jahr' alt, und alle sind versorgt, der Rabbi versorgt sie. Und ebenso wird er den zweiten Mann seiner Nichte und die Kinder, die Gott ihr noch schenkt, ernähren!"

„Ich hab' von ihm gehört", sagte Frau Rosel. „Er soll durch Wundermachen viel Geld verdienen, aber nichts zurücklegen. Und wenn der Greis stirbt?"

„Der Greis?!" rief der Marschallik. „Kaum achtzig ist er! Eine Leuchte in Israel wie ihn erhält Gott bis zu hundert und zwanzig Jahr'."

Die Frau schüttelte den Kopf. „Das ist mir doch etwas zu unsicher! Auch könnt' sie ja Senders Mutter sein!"

„Freilich könnt' sie das, aber wenn sie jünger wär' und keine neun Kinder hätt' und wenn der Alte nicht schon so schwach wär', daß ihn ein Windstoß umblasen kann — würde da sie den „Pojaz" nehmen? . . . Seid gescheit, Frau Rosel, seid gescheit! Übrigens, weil Ihr es seid, ich hab' auch ein jung Mädele für Euch — siebzehn Jahr', gesund, hübsch, hat bare siebenhundert Gulden! Alles die Wahrheit — bei meinen Kindern schwör' ich's!"

„Wo leben die Eltern?"

„Der Großvater, Reb Mosche — mit dem deutschen Namen tut er sich Pulverbestandteil schreiben -- hält eine Schänke bei Tarnopol, das Mädele ist in seinem Haus aufgewachsen."

„Also sind die Eltern tot?"

„Was fragt Ihr immer nach den Eltern?! Wenn von denen was zu erzählen wär', möcht' ich's gleich sagen. Es ist aber nichts von ihnen zu sagen. Die Mutter lebt irgendwo, vielleicht in der Türkei, ich weiß nicht wo . . ."

„In zweiter Ehe?"

„Naürlich! Oder doch wahrscheinlich! Möglich wenigstens ist es, daß sie in den sechzehn Jahren, wo sie fort ist, zweimal geheiratet hat. Denn wie sie fort ist, da war sie noch gar nicht verheiratet . . ."

„Und einer solchen Mutter Kind wagt Ihr mir anzutragen?" rief Frau Rosel mit flammenden Augen.

„Ja", erwiderte Türkischgelb, „ich hab's gewagt, weil ich Euch für edler gehalten hab', als Ihr seid! Was kann das arme Mädele für seine schlechte Mutter?! Da werft Ihr ihm am End' auch vor, daß der Großvater schon zweimal im Kriminal gesessen hat? Übrigens", fuhr er einlenkend fort, „daran liegt mir nichts, ich hab' Reb Moschele schon gesagt: „Um da meinen Vermittlerlohn zu verdienen, werd' ich Euch Einen vom Galgen herunterschneiden müssen!" Aber nun im Ernst gesprochen — ist Euch für Euren Sender eine Tochter vom Reb Chaim Goldgulden in Kolomea gut genug? Lea heißt sie!"

„Wie nicht?!" rief sie erfreut. „Er ist ein Ehrenmann und wohlhabend. Aber hat denn der noch eine Tochter zu verheiraten? Der Enkel von unserem Reb MoscheFreudenthal hat ja die Jüngste bekommen".

„Nein, Lea ist die Jüngste . . . Das heißt — bei Euch muß man jedes Wort auf die Wagschale legen — vielleicht ist sie es nicht, vielleicht ist sie sogar die älteste von den Schwestern, was weiß ich? — Nach ihrer Größe könnt' sie jedenfalls die jüngste sein!"

„Ist sie so klein?" fragte Frau Rosel argwöhnisch.

„Frau Resel", rief der Marschallik, „macht mich nicht ungeduldig! Saget mir: „Sieben Fuß hoch muß sie sein, drei Zentner muß sie wiegen!" Dann weiß ich, wo ich Euch Eure Schwiegertochter zu suchen hab': auf dem Markt, wo man die Riesendamen zeigt . . . Reb Chaim Goldguldens Tochter braucht nicht höher zu sein wie der Tisch da und ist doch eine gute Partie!"

„Nicht höher?!" rief sie erschreckt. „Um Gotteswillen, dann ist sie ja eine Zwergin. Das ist ja unnatürlich . . ."

„Nein!" donnerte Reb Itzig. „Solche Reden verbitt' ich mir! Unnatürliches ist nichts daran. Habt Ihr schon gesehen, daß ein Mädele, dem von Kindheit auf das Rückgrat gekrümmt ist, groß wird wie ein Dragoner?"

„Aber Sender wird doch die bucklige Zwergin nicht wollen!"

Der Marschallik zuckte die Achseln . . . „Seine Sach' — Eure Sach', nicht meine. Meine Pflicht hab' ich getan, aber mir ist das Herz sehr schwer . . . Ältlich darf sie nicht sein, unehelich darf sie nicht sein, bucklig darf sie nicht sein — eine Braut, die Euch passen könnt', ist noch nitch geboren worden! Noch nicht geboren!" wiederholte er schmerzvoll. „Aber — weil Ihr es seid, ich will weiter suchen. Soweit meine Kraft reicht, soll mein Sender kein Sellner werden!"

Aber er kam schon nach zwei Tagen wieder, diesmal strahlend vor ehrlicher Freude.

„Heut' brauch' ich Euch nichts vorzureden", sagte er. „Die Rechte ist gefunden! Gestern war ich in Chorostkow und hab natürlich auch meine jüngste Tochter Jütta besucht. Ihr wißt, sie ist dort bei Reb Hirsch Salmenfeld aufgenommen wie ein eigen Kind, weil sie so gut kochen und nähen kann. Bei der Gelegenheit hat Reb Hirsch mit mir gesprochen; er will einen Mann für seine Malke, eine Tochter aus erster Ehe. Das Mädchen bekommt achthundert Gulden, ist schön, jung und gesund, und meine Jütta, die bei aller Jugend ein kluges Kind ist, sagt mir: „Gesegnet der Mann, der unsere Malke bekommt!" Also — an ihr ist kein Fleckele und an dem Vater auch nicht, aber er hat Unglück mit seinen Brüdern gehabt. Der älteste, ein Militärarzt, ist Christ geworden, der jüngere, ein Advokat in Czernowitz, lebt natürlich wie ein „Deutsch". Bei diesem Onkel war Malke als Kind und hat dort leider Deutsch lesen und schreiben gelernt. Ihr seht, ich verschweig' Euch nichts. Aber sie ist deshalb doch ein ehrlich jüdisch Kind und Reb Hirsch, grad' weil er sich der Sünden seiner Brüder schämt, ein doppelt frommer Mann. Er weiß, daß trotzdem manchem die Verwandtschaft nicht passen wird, und wär' darum mit Sender einverstanden."

Er hatte in anderer Tonart gesprochen als sonst, schlicht und gerade. „Es ist ein Glück". schloß er, „besinnt Euch nicht und sagt ja."

Frau Rosel zögerte dennoch. „Man sollt' doch den Rabbi fragen". meinte sie.

„Dann wird nichts draus", warnte er. Da sie aber erklärte, es sonst nicht auf ihr Gewissen nehmen zu können, so fügte er sich darein und erklärte sich sogar auf ihre Bitte bereit, selbst mit dem Rabbi zu sprechen.

* * *

Fünfzehntes Kapitel.

Minder langwierig gestalteten sich die anderen Verhandlungen, die Frau Rosel in ihrer Herzensangst um Senders Schicksal zu führen hatte.

Wer sich nicht rechtzeitig mit Luiser Wonnenblum abgefunden, — und dazu waren die wenigsten vorsorglich genug, da ja die Fälschung der Matrikeln schon bei der Geburt des Knaben stattfinden mußte, — hatte nur zwei Wege: er wandte sich an einen Agenten, der die Mitglieder der Kommission bestach, oder an einen „Fehlermacher", gewöhnlich einen Bader oder Wundarzt, der den jungen Menschen so übel zurichtete, daß er als untauglich befunden werden mußte. Beide Gewerbe wurden von Christen und Juden betrieben, ebenso waren unter den Klienten beide Bekenntnisse gleichmäßig vertreten. Da das „Fehlermachen" billiger zu stehen kam, so schlugen die minder bemittelten Leute in der Regel diesen Weg ein.

Frau Rosel hatte kaum das täglich Brot, dennoch graute ihr vor diesem Mittel. Sie versuchte es zunächst bei Herrn v. Wolrzynski, dem vornehmsten Bestechungsagenten im Barnower Kreise, der einst zwei Güter besessen hatte, aber langsam durch Verschwendung und Hazardspiel zu diesem Geschäft hinabgesunken war, das freilich seinen Mann trefflich nährte, sofern er es nur recht verstand. Ein richtiger Agent mußte den Charakter und die Verhältnisse aller Mitglieder der Kommission aufs genaueste kennen, um die Schwächen herauszufinden, durch deren Ausnützung er jeden dieser Offiziere, Ärzte und Beamten zu seinem Werkzeug oder doch zum untätigen Zuschauer seines Treibens herabwürdigen konnte. Und ebenso mußte er eine große Personenkenntnis im Kreise haben, denn von dem Aussehen des Jünglings, dem Vermögen seiner Eltern hing ja die Höhe des Preises ab. Endlich aber hatte er die schwere Kunst zu üben, all seine Schuftigkeit unter der Maske seines Ehrenmannes zu verbergen.

Herr v. Wolczynski verstand sich auf all dies und auf eine vierte Kunst dazu: niemals mit sich handeln zu lassen. Eine große Kunst in einem Lande, wo um alles gehandelt wird. Er ließ Frau Rosel ruhig reden, so lang sie wollte, und überlegte: „Sie ist arm, hat aber eine Affenliebe für den Schlingel, er ist blaß, mager, aber gesund —" Laut jedoch sagte er nur: „Dreihundert Gulden!"

Sie jammerte, das könne sie nicht erschwingen.

„Feste Preise!" war seine Antwort. „Adieu, liebe Frau!"

Länger währten die Verhandlungen mit Dovidl Morgenstern. Der Mann war seines Zeichens Winkelschreiber. Er hatte in seiner Jugend einige Jahre in Lemberg zugebracht, dort Deutsch lesen und schreiben gelernt und sich dann mit Hilfe des Bürgerlichen Gesetzbuchs und des Strafgesetzes zu einem „feinen Kopf" ausgebildet. Für die Juden von Barnow war er neben Luiser das Orakel in allen Rechtsfragen. Da dieser Erwerb nicht hinreichte, so machte er Herrn von Wolczynski Konkurrenz. Sein Geschäft war kleiner als das des Edelmanns, er verdiente weniger dabei und war ein Jude. Darum galt er ebenso allgemein als Schurke wie Wolczynski als Ehrenmann. Dovidl ließ mit sich handeln, er verlangte, als Frau Rosel zu ihm kam, fünfhundert Gulden, und kam dann zu ihr, er wolle es um zweihundert richten. Aber auch diesen Betrag konnte sie nicht aufbringen, selbst wenn sie ihren einzigen Schmuck opfern wollte, die perlenbesetzte Stirnbinde.

Am nächsten Tage sandte der Wundarzt Grundmayer zu ihr, sie möge ihn besuchen. Er war ein alter Säufer, einst als Feldscher einer Husareneskadron nach Barnow gekommen und nach seiner Entlassung aus dem Dienst hier sitzen geblieben.

„Hoho!" gröhlte er sie an, als sie bei ihm eintrat, „haben Sie's so dick, daß Sie dem Dovidl lieber zweihundert Gulden geben wollen, als mir dreißig. Um dreißig Gulden schneid' ich Ihrem Bengel eine Fußsehne entzwei, daß er zeitlebens hinkt, oder hau' ihm zwei Finger ab, wenn Ihnen das lieber ist!"

Die Frau starrte ihn entsetzt an.

„Noch immer besser, als dienen!" rief er. „Und um dreißig Gulden können Sie nicht mehr verlangen. Wollen Sie sich's aber mehr kosten lassen, so machen wir was Feines, was sich wieder wegkurieren läßt. Je nachdem der Bursch ist — schicken Sie ihn mir! Vielleicht ein chronisches Magenleiden — sehr zu empfehlen! Oder eine Lungenschwindsucht — ist noch feiner, von der echten nicht zu unterscheiden. In sechs Monaten mach' ich ihn dann wieder gesund — auf Ehre, so wahr ich Doktor Franz Xaver Grundmayer heiße und ein katholischer Christ bin. Kostet samt der Kur hundert Gulden!"

Mit Mühe vermochte sich Frau Rosel diesen lockenden Anerbietungen gegenüber so weit zu fassen, um ihren Dank und das Versprechen, sich die Sache zu überlegen, stammeln zu können.

„Ist nichts zu überlegen", grollte der würdige Mann. „Wollen wahrscheinlich lieber den Lumpen, den Srul in Nahrung setzen! Das verdammte Judenvolk hängt doch zusammen wie die Kletten! Glauben vielleicht, er macht's billiger?! O ja — der Kerl macht vielleicht schon um vierzig Gulden eine Schwindsucht! Ist aber auch darnach! Entweder auf zehn Schritt zu erkennen, daß der Lümmel doch genommen wird, oder so dauerhaft, daß sie kein Herrgott wieder fortbringt. Ich warne Sie!"

Frau Rosel beteuerte, sie wolle mit dem Srul nichts zu schaffen haben. Aber ebenso fest stand ihr Entschluß, auch auf die Hilfe des „Doktor" Grundmayer zu verzichten. Wohl aber tauchte ein anderer Gedanke in ihr auf: wie, wenn sie Sender auf ehrlichem Wege freibrächte! Der Stadtarzt von Barnow, der als Physikus des Kreises allen Rekrutierungen in seinem Sprengel beizuwohnen hatte, war freilich ein unbestechlicher, aber wohlwollender und einsichtiger Mann; Sender hustete ja und war auch sonst nicht der Stärkste; vielleicht nützte es, wenn sie diesen Mann um Schonung bat, er tat dann gewiß, was ihm sein Pflichtgefühl gestattete. Auch der Marschallik bestärkte sie in diesem Vorsatz, schon wollte sie ihn ausführen, da erfuhr sie, daß der Physikus diesmal den Rekrutierungen gar nicht beiwohnen werde; er sei gerade für dieselbe Zeit nach Lemberg berufen. So war es auch; um ihn und andere Männer von derselben Denkweise unschädlich zu machen, hatten die vielen Wolczynskis in Galizien durch ihre hochmögenden Gönner durchgesetzt, daß die Regierung gerade im April eine Enquête nach Lemberg berief, um „über die im Rekrutierungswesen zu Tage getretenen Mißstände zu beraten"; damit waren die ehrlichen Männer auf die einfachste und unverfänglichste Weise beseitigt!

Obgleich auch diese Hoffnung vereitelt war, blieb Frau Rosel doch fest. „Ich kann's nicht tun", erklärte sie ihrem Gewissensrat, dem Rabbi. „Andere mögen den „Fehlermacher" mieten — ich will sie nicht schelten. Und vielleicht tät' ich's auch, wenn ich meinem Sender sein Fleisch und Blut gegeben hätt'. Aber es ist anvertrautes Gut! Was soll ich der armen Miriam antworten, wenn ich ihr droben begegne?!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Bär von Chawarowsk.

Ein sibirisches Abenteuer von Joseph M. Velter.

Mein Freund Doktor Müller — ich weiß, der Name Müller ist nicht unmäßig originell, aber ich kann nichts dafür, er hieß wirklich so — hatte, als wir in der Nähe von Tschita völlig ausgeraubt, fast mittellos in Chawarowsk am Amur angekommen waren, bei einem Fischkonservenfabrikanten eine Stellung als Hauslehrer gefunden, die ihn übrigens, was ich als immerhin für das heutige Sibirien nicht uninteressant erwähnen möchte, verpflichtete, auch als Nachtwächter sich durch Bewachung der Fabrik nützlich zu machen. Ich selbst hatte die Leitung einer Teestube und eines kleinen Bazars in die Hand genommen, die einem alten Chinesen gehörten, der mehrere Wochen verreisen mußte, von dem aber noch ein Sohn da war. Diesen Chinesen hatte ich während meines früheren Aufenthaltes als Wojenno Pljenny (Kriegsgefangener) kennen gelernt und mit ihm eine Art von Freundschaft geschlossen. (Ach, er hatte eine wunderschöne Pelzjacke, die mir mächtig in die Augen stach. Er verlangte zwanzig Yen dafür. Ich besaß nur zwölf. Ein großes Handeln begann, vierzehn Tage lang, immer von ihm mit gleicher Höflichkeit und Liebenswürdigkeit, von mir mit ebensolcher Hartnäckigkeit geführt. Nach vierzehn Tagen hatte ich ihn soweit, daß die Jacke zwölf Yen kosten sollte, aber da hatte ich diese längst vertan, was ihn gar nicht zu schmerzen schien. Er habe das wohl gewußt, aber ich solle nur immer wiederkommen, er sei jederzeit glücklich, wenn ein so hochwohlgeborener und edler Herr seine unwürdige, wurmzerfressene Schwelle überschreite.)

Mein Freund Doktor Müller hauste also etwa zehn Werst von der Stadt entfernt als Hauslehrer und Nachtwächter und hatte gute Tage. Die bösen Zeiten der Revolution und der roten Räuberhorden waren vorüber. So hatte er kaum zwei oder drei Stunden am Tage zu tun, und als er die Erlaubnis bekam, in einem großen, zum Gut gehörenden Weiher, der inmitten des an die ungeheuren Waldungen grenzenden Parkes lag, zu fischen, nahm er freudig an, suchte Angelgerät und Köder, schulterte für alle Fälle sein Gewehr und zog los. Das Gewehr war ein russisches Infanteriegewehr uralter Konstruktion, immerhin durfte man noch hoffen, daß es „losginge", wenn man abzog, und so war es schließlich doch ein Schutz gegen die jetzt im Sommer allerdings harmlosen Wölfe und gegen Bären, die weit in den Wildnissen der Schluchten und Wälder hausten, manchmal aber auch in die Nähe kamen.

Es war ein prachtvoller Tag. Der Himmel war wolkenlos. Warm lag die Sonne über dem Wasser des großen Teiches, und ein leicht fader Geruch von Wasser, Moder und Fischen stieg herauf. Doktor Müller setzte sich auf ein über zwei im Wasser eingerammte Pfähle gelegtes Brett, das als Landungssteg einmal für einen inzwischen verschwundenen Kahn gedient hatte, legte seine vorsintflutliche Knallbüchse neben sich und begann zu fischen. Die schweren Karpfen, die der Weiher beherbergte, zeigten keine Lust zu beißen, sondern zogen dicht unter der Oberfläche des Wassers langsam und faul umher und ließen sich die Sonne auf die breiten, dunklen Rücken scheinen. Also Köderwechsel, Schwimmer fort und ein Versuch mit der Grundangel!

Doktor Müller steht auf. In diesem Augenblick fängt sich in seinem achtlos schweifenden Blick eine Bewegung am Ufer. Er blickt genauer hin. Rechts von ihm, etwa zwanzig Meter weit entfernt, bewegt sich ein großer, dunkler Körper, halb von Schilf und Büschen verborgen. Ein Bär! Doktor Müller, der gute, blonde Junge, der zum erstenmal mit mir in Sibirien weilt, der ein prächtiger junger Gelehrter, aber kein Jäger ist, macht sich keine rechte Vorstellung von dem, was kommen könnte, denkt nicht daran, daß der Petz wahrscheinlich abtrollen wird, ohne sich um den Menschen zu kümmern, ist außerdem durch die Erregung des Fischens in einem leichten Jagdfieber, ergreift das Gewehr, zielt auf den dunklen Fleck und zieht durch. Mit einem Satz zeichnet das Tier, das Schilf rauscht auf, Zweige brechen und brausend wie eine Schnellzuglokomotive kommt ein ungeheures Wesen auf den Ärmsten zugestürmt. Der ist im ersten Augenblick maßlos darüber erstaunt, daß der Bär nicht tot ist. Er hat ihn doch getroffen. Dann blitzt in ihm die Erkenntnis von der drohenden Gefahr auf, in der er schwebt. Das Gewehr ist nur einschüssig; bis er neu geladen hatte, ist er längst zerfleischt, also wirft er das Gewehr weg und sich selbst mit einem überstürzten Hechtsprung ins Wasser, wo er losschwimmt, erst unter Wasser, dann aufgetaucht, atemlos, aus Leibeskräften vom Ufer fort. Von dort hört er Schnauben, Fauchen und ein wildes Gestampf, das ihn herrlich anfeuert.

Endlich wagt er einen Blick zurück. Da steht auf dem Steg — aber das ist kein Bär! Das ist ein riesiger Elch, mit meterweiten Schaufeln, blutunterlaufenen Augen, der keinen Blick auf den Schwimmer wirft. Dafür trampelt er mit zornigen Schalen den Steg und die Angelgerte in tausend Splitter, auch den Schaft des Gewehres, schnaubt, faucht und

stampft, indes Müller Muße hat, das ungeheure, wie ein Urweltwesen wirkende Tier in seinem Zorn zu bewundern. Nach zehn Minuten erst, als alles kraus und klein ist, und nichts mehr von dem unzerstört ist was des Fremden verhaßte Witterung ausströmte, gibt sich der Bulle zufrieden und trollt waldwärts.

Doktor Müller, immer noch in der Angst, der Elch entdecke ihn und komme ins Wasser, atmet auf. Er ist vor Schreck und Anstrengung reichlich erschöpft. Nach zehn Minuten hält er es im Wasser aus, dann kriecht er aus Ufer und macht sich angstbeschwingten Schrittes nach Haus. Vom Gut schickt er mir einen Boten: Sofort kommen!

Am Nachmittag suchten wir den Anschußplatz auf. Ich fand ziemlich viel Schweiß und Schnitthaare. Zurück nach Chawarowsk, wo wir einen eingeborenen Jäger verständigten. Zu dritt ging's dann mit den Hunden des Jägers auf die Fährtensuche, immer tiefer waldwärts, zwei Tage lang. Dann fanden wir das verendete Tier. Es war der stärkste Elchbulle, den ich in langen Jahren und auf mancherlei Jagdfahrten in Sibirien gesehen habe.

Geschichte oder Sage.

Marschall Ney wurde am 7. Dezember 1815 im Luxemburggarten zu Paris wegen Hochverrats erschossen, weil er nach der Landung Napoleons I. von Elba mit seinen gegen den Kaiser vorgeschickten Truppen zu diesem übergegangen war. Ein unrühmlicher Lebensabschluß dieses in Saarlouis geborenen ehemaligen Schreibers, der es durch hervorragende militärische Fähigkeiten und entscheidende Siege vom Gemeinen zum Marschall von Frankreich und Fürsten gebracht hatte. Daß sein undankbares Vaterland ihm 1853 auf der Stelle seiner Erschießung ein Standbild errichtete, macht diese Erschießung nicht wett. Von diesem Marschall hat sich bis heute hartnäckig das Gerücht erhalten, die Hinrichtung sei nur eine Scheinhinrichtung gewesen, und der Marschall sei hierauf mit Wissen und Willen der Regierung nach Amerika entflohen, wo er eine Schule unterhalten habe und hochbetagt gestorben sei In dem Staate Nord-Carolina war der Schullehrer Peter Stuart Ney allgemein als „Marschall Ney“ bekannt. Für gewöhnlich soll er sehr schweigsam und verschlossen gewesen sein, was sein früheres Leben betraf. Manchmal aber bei einer Flasche Wein löste sich seine Zunge, und er kämpfte noch einmal seine Schlachten durch. Bei solcher Gelegenheit erzählte er einmal den Hergang seiner Scheinhinrichtung. Es seien für diese nur solche Soldaten gewählt worden, die früher unter seinem Befehl gestanden hätten. Sie hätten den Befehl erhalten, über ihn hinweg in die Luft zu feuern. Man habe ihm diese Anordnung durch einen Offizier mitgeteilt. Als die Salve fiel, habe er sich mit dem Gesicht zur Erde fallen lassen. Die anwesenden Regimentsärzte hätten ihn für tot erklärt, darauf sei er zur Beerdigung seinen Freunden übergeben worden, die ihn verkleidet nach Bordeaux geschafft hätten, von wo er sich 1816 nach Amerika eingeschifft habe. — Eines Tages wurde ihm die Nachricht des Todes des Herzogs von Reichstadt, des Sohnes Napoleons, während der Schulstunde brieflich mitgeteilt. Er geriet in große Erregung, zertrat den Brief und schrie wütend: „Der kaiserliche Prinz ist tot. Jetzt sind alle meine Hoffnungen vernichtet!“ Als er 1849 starb, waren seine letzten Worte: „Bassières ist gefallen. Die alte Garde ist besiegt — jetzt will ich sterben!“ — Seine Schüler errichteten ihm eine Marmortafel als Marschall Ney.

Ein interessanter Prozeß.

Wer war Johann Maria Farina?

Beim Wiener Oberlandesgericht als Berufungsinstanz wurde eine interessante Klage wegen unlauteren Wettbewerbes ausgetragen.

In Köln besteht bekanntlich seit ca. 200 Jahren die Kölnischwasserfabrik Johann Maria Farina, Jülichplatz 4. Im Laufe der Jahre hat sich in Deutschland und auch in Österreich eine Reihe von Firmen gebildet, die ebenfalls den Namen „Farina“ in ihrer Firmenbezeichnung führt. Eine heißt „Johann Maria Farina, gegenüber dem Rudolfsplatz“, die gegenwärtig dem Ehepaar Kosler gehört. Die Kölner Firma hat nun das Unternehmen auf Löschung des Firmenwortlautes bzw. auf Weglassung des Zusatzes „gegenüber dem Rudolfsplatz“ geklagt. Die von Dr. Dornfest vertretene Klage stützt sich darauf, daß die beklagte Firma auf Grund eines Scheinvertrages errichtet wurde. Zur näheren Begründung dieser Behauptung wurde die Gründungsgeschichte aufgerollt. Im Jahre 1886 faßten zwei Kölner Kaufleute, Peiser und Hecht, den Plan, Kölnisch Wasser zu fabrizieren. Um sich für ihre Firma den Namen Johann Maria Farina zu sichern, ließen sie in italienischen Zeitungen Annoncen einschalten, in denen Personen dieses Namens gesucht wurden. Der Name Farina ist in der Gegend von Mailand sehr verbreitet, und tatsächlich meldete sich ein Landmann Johann Maria Farina aus Gorgonzola, der gegen Bezahlung von 750 Lire jährlich seinen Namen zur Verfügung stellte. Die Firma wurde in Köln eingetragen und Zweigniederlassungen in Berlin und Wien gegründet. Zwei Jahre nach der Gründung trafen die Firmeninhaber mit dem wertvollen Italiener, der natürlich nur zum Scheine Mitinhaber war und in Wirklichkeit zum Flaschenputzen und zu ähnlichen Arbeiten verwendet wurde, eine Vereinbarung, wonach er gegen eine Rente von 100 Mark monatlich aus der Firma ausschied und in seine Heimat zurückkehrte, wo er vor einigen Jahren starb. Im Jahre 1908 erwarben die heutigen Beklagten die Firma käuflich von ihrem damaligen Inhaber Hecht. Unterdessen waren die deutschen Niederlassungen gelöscht und die Wiener Niederlage zur Zentrale erhoben worden, so daß die von ihr vertriebenen Fabrikate ausschließlich in Wien erzeugt wurden. Die Klage behauptet nun, Johann Maria Farina aus Gorgonzola sei nie Eigentümer oder Mitinhaber der nach ihm genannten Firma gewesen. Durch den Zusatz „gegenüber dem Rudolfsplatz“ werde das Publikum irregeführt, da sich die Firma nicht dort befinde, und der Aufdruck „echt“ täusche vor, das Wiener Erzeugnis stamme aus Köln. Der Beklagtenvertreter, Dr. Mück, wendete ein, seine Partei hätte vor Jahren die Firma erworben. Wie sie gegründet wurde, gehe die jetzigen Inhaber nichts an. Es gebe eine Anzahl von Firmen, die den Namen Johann Maria Farina führten. Die Beklagte habe nie behauptet, daß ihr Kölnisch Wasser aus Köln stamme. Der Name „Kölnisch“ bedeute keine Herkunft, sondern sei eine Gattungsbezeichnung. So gebe es auch russisches Kölnisch Wasser. Diese Auffassung wurde auch in einem Gutachten der Wiener Handelskammer bestätigt, und eine amtliche Prüfung ergab, daß das Wiener Kölnisch Wasser trotz verschiedener Zusammensetzung dem Kölner Fabrikat gleichwertig sei. Das Handelsgericht wies die Klage ab, da die Wiener Firma schon seit 37 Jahren im Handelsregister eingetragen sei, ohne daß dagegen aus Köln Einspruch erhoben wäre. Das Berufungsgericht bestätigte das Urteil der ersten Instanz und wies auch das Eventualbegehren auf Unterlassung des Zusatzes „gegenüber dem Rudolfsplatz“ ab, da dieser Zusatz gerade eine Unterscheidungsmöglichkeit biete.



* **Das Washington-Denkmal als Selbstmordstätte.** Die Polizeibehörden von Washington sind zu dem Entschluß gekommen, dem Publikum in Zukunft das Betreten des Washingtondenkmals zu verbieten. Bisher war der Gang nach der Spitze dieses Denkmals sehr beliebt bei den Bürgern der Stadt sowohl wie bei gelegentlichen Touristen, hatte man doch von dort oben einen sehr schönen Rundblick über die Stadt. Aber leider sind in der letzten Zeit die Menschen auf den Gedanken gekommen, daß das Denkmal auch für andere, weniger erfreuliche Zwecke benutzt werden könnte, nämlich um von seiner Spitze aus den letzten Sprung zu wagen und so seinem Leben ein Ende zu bereiten. Merkwürdiger Weise ereignete sich letzthin innerhalb von drei Tagen zweimal derselbe Fall, daß Selbstmord durch Herabspringen von dem Denkmal verübt wurde. Die ahnungslosen Passanten wurden in nicht geringe Aufregung versetzt, als sie eines Tages einen menschlichen Körper von der Spitze des Denkmals herunterfallen sahen, der dann in dem Wasserbassin, das den Sockel umgibt, verschwand. Natürlich war der Leichnam vollständig entstellt und stellte nur noch eine Masse von zerbrochenen Knochen und zerquetschtem Fleisch dar. Es stellte sich dann heraus, daß der Selbstmörder ein Arbeitsloser war, der am Morgen ausgegangen war, um eine Arbeitsgelegenheit zu finden. Als er auch diesmal keinen Erfolg hatte, war es um seinen letzten Lebensmut geschehen. Er benutzte seine letzten 50 Cents, um sich auf das Denkmal herauffahren zu lassen und stürzte in die Tiefe, um seinem Leben ein Ende zu machen. — Zwei Tage darauf folgte ihm auf demselben Wege ein 19jähriger Mensch, der erst seit kurzem in Neuyork lebte. Er hinterließ einen Zettel, auf den er die Worte schrieb: „Dieses Maschinenzeitalter — es ist zu schwer. Lebt wohl.“ Die Polizei aber, die offenbar fürchtete, daß noch andere diesem traurigen Beispiel folgen könnten und auch finden, daß ein Sprung von dem Washington-Denkmal sie am besten und radikalsten von der Schwere des Lebens befreien könnte, sperrte es für einige Zeit ab.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.